

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Beiträge zur Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens, meist auf Grund der Fables**

**Pfeffer, Peter**

**Karlsruhe, 1901**

VII. Schlusskapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-306431](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-306431)

R.

- a. Raiché, Raoul, Renier, Richart, Robert, Robin, Rogelet, Rogier, Rouget, Raniquet, Renaut, \*Renoart, \*Roulant.
- b. Richaut.

S.

- a. Silvestre, Simon, Siront, Sorin.
- b. Siersent, Suerée (Suerete).

T.

- a. Thibaut, Tibout, Thoumas, Travers, Tybert, \*Tristan.
- b. Tiece (Tiesse), Tifaigne.

U.

- a. Urien.

V.

- a. Ventilas, \*Vivien.
- b. \*Venelaus (Venelas).

W.

- a. Watriquet.
- b. Walestrot = Galestrot.

Y.

- a. \*Ydier, Ysenbart, \*Yvain.
- b. Ydoine, Yfame (Yfamain), Ysabelle (Ysabelon), Ysabiau (Ysabel, Issabel), Ysane (Isane), \*Yseut (Ysout, Yseult).

Den Haustieren hat man von altersher Namen gegeben. In unsern Fabliau heissen zwei Pferde Baillet und Ferrant (I, 159). Ihnen stehen zwei Kühe gegenüber, die auf die Namen Blere (Blerain) und Brune (Brunain) hören. Der Esel, der „fils ihan“ (II, 18), wird Baudoin (III, 217, 402) gerufen, während für den Hammel, der uns als „fils bêhè“ (II, 18) entgegentritt, der Name fehlt. Ausser den Namen Morel (I, 320) für einen Rappen, Cornuel (III, 245) für einen Widder und Coart (III, 223) für das Kaninchen stossen wir nur noch auf Hundennamen. Eine Windhündin Esmeraude (IV, 196) ist die einzige Vertreterin ihres Geschlechtes, da alle übrigen Hundennamen männlich klingen. Es sind Baloufart (IV, 195), Ballefort (IV, 320), Chanbert (IV, 320), Estula (IV, 88), Galoffart (IV, 320), Gibet (IV, 195), Hanwiel (IV, 320) und Morant (IV, 320).

VII.

Schlusskapitel.

„Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,  
Mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.“

Am Ende der drei Abhandlungen legen wir uns zunächst noch zwei Fragen vor. Verdienen die Fabliaux die Glaubwürdigkeit, die ihnen der Verfasser beimisst, und berechtigt ihn das gewonnene Ergebnis, sie eine reiche Quelle für die Kenntnis ihrer Zeit zu nennen?

Es ist eine bekannte Thatsache, dass es den Sängern des Mittelalters unmöglich war, in ihren Epen und Romanen die Helden der Vorzeit in das Gewand der Vergangenheit zu kleiden, dass die Dichter sie vielmehr in Gefühlen und Meinungen, in den Bedürfnissen des täglichen Lebens, in Sitten und Gebräuchen ganz als ihrer Zeit angehörig darstellten. Aeneas, der sagenhafte Stammvater des römischen Volkes, und seine Trojaner, der Kaiser Augustus und der lateinische Dichter Vergil, dem Mittelalter zum Zauberer und Seher geworden, diese und andere Männer aus dem Altertum wie der Welteroberer Alexander teilen mit König Artus und den Rittern der Tafelrunde und sogar mit Karl dem Grossen und dessen Paladinen das gleiche Los. Sie unterscheiden sich in ihrem Gebaren, in Kleidung und Wohnung, Speis und Trank

in nichts von den ritterlichen Zeitgenossen der Dichter. Aber, wird man einwenden, konnten die Dichter nicht, wenn sie auch im übrigen auf dem Boden ihrer Zeit standen, ihrer Phantasie die Zügel schiessen lassen und Dinge schildern, die in Wirklichkeit anders aussahen oder überhaupt nicht existierten? Gewiss führen sie uns auch in das Wunderland der Phantasie. Aber was sie vom heiligen Graal und seinen Mysterien, von den unglaublichen Abenteuern der Artusritter, von fabelhaften Ländern voll merkwürdiger Menschen und seltsamer Tiere, von Riesen und Zwergen, von guten und bösen Geistern, von Feen und Nixen, von Zauberern und dergleichen, von dem Leben und den Thaten der Heiligen, erzählen, findet ein gläubiges, dankbares Publikum und zeugt indirekt für die in Wirklichkeit vorhandene Wundersucht und den Glauben an eine mystische Welt der damaligen Menschheit. Auch in diesen Erzählungen verschiedenster Art, selbst wenn die äussern Umstände noch so unwirklich sein mögen, handeln und reden, fühlen, denken und glauben, essen und trinken, wohnen und kleiden sich ihre Helden wie Menschen aus der Dichter Zeit. Auch eine Autorität wie A. Schulz (Höfisches Leben I, Einleitung p. VIII ff.) findet die dichterischen Angaben glaubwürdig, da sie, natürlich von der poetischen Fabel abgesehen, nichts erfunden hätten. Alles, was sie schildern, hätten sie entweder selbst gesehen oder sich beschreiben lassen.

Sollten wir nicht vollauf berechtigt sein, für unsere Fabliaux, die Erzeugnisse der niedern Epik, dieselbe Behauptung aufzustellen und dieselbe Glaubwürdigkeit zu beanspruchen, allerdings mit einer gewissen Einschränkung. Der geneigte Leser wird sicher ohne weiteres mit uns in bezug auf die Ergebnisse des dritten Teils unserer „Beiträge“ derselben Ansicht sein. Wer die überlieferten Kunstdenkmäler kennt und die leider nur spärlichen Angaben zeitgenössischer Geschichtsschreiber, die die Aussagen der Fabliaux (III. Teil) bestätigen oder ihnen wenigstens nicht widersprechen, kann sich gleichfalls unserer Auffassung nicht verschliessen. Dies zugegeben, denkt der oder jener Kritiker, wie steht es aber mit ihrer Glaubwürdigkeit in den übrigen Punkten? Da jeder, der nur zwei oder drei echte Fabliaux gelesen hat, sich über ihren Charakter und ihre Übertreibungen völlig klar zu sein glaubt, ist er geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Weil die Fabliaux mit starken Farben malen, sollen ihre offenbaren Übertreibungen überhaupt kein Körnchen Wahrheit enthalten. Der Verfasser überschätzt den Wert der Fabliaux als Dokumente für den Glauben und die Sittlichkeit ihrer Zeit, denkt ein anderer. Die Fabliaux sind nicht naiv, sondern tendenziös, daher unsichere, trübe Quellen, urteilt wieder ein anderer. Wie kann man überhaupt in Werken der Witzliteratur bestimmte Züge eines Zeitabschnitts erkennen wollen? fragt ein ganz Ungläubiger. Entgegenen wir auf den letzten Einwurf zuerst. Wenn wir in den Fabliaux zum Teil uralte Schwänke wiedererkennen, die eine lange Wanderung aus dem fernen Indien bis nach Frankreich und über seine Grenzpfähle hinaus gemacht haben — ich erinnere nur an die Matrone von Ephesus — und die bei den verschiedensten Völkern sich wieder finden, so liegt uns nichts an der poetischen Fabel, die wir im einzelnen Fall unmöglich auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen konnten, uns interessieren nicht die mehr oder weniger bedenklichen Situationen, in die die Personen geraten, die plumpen Spässe und Wortspiele, sondern die aus den Gedichten im allgemeinen herausprechende Grundstimmung, die in vielen Stücken in Verachtung der Frau und Hass des Klerus ausklingt. In letzterer Hinsicht könnte man von einer gewissen Tendenz der Fabliaux sprechen. Manche Angriffe auf das rechtmässige Priestertum mochten ihre Schärfe dem Hass der von der Kirche ausgestossenen unbotmässigen ehemaligen Kleriker, die zu Fahrenden geworden waren, verdanken, wenn unsere im ersten Kapitel des dritten Abschnitts aufgestellte Hypothese von der Verfasserschaft zahlreicher Fabliaux durch verkommene ehemalige Kleriker richtig ist. Abgesehen von der satyrischen Beleuchtung der Schwächen einzelner Kleriker und der fast durchgehenden Geringschätzung der Frau (Sich hinsichtlich des letzteren Punktes unsere Auffassung Teil II, p. 24 f.), sind die Fabliaux in ihren Scherzen durchaus naiv. Gerade weil sie keinen Stand mit ihren Witzen verschonen und die sittlichen Mängel ihrer Helden ohne Rücksicht auf ihre Lebensstellung in humoristischer, seltener moralisierender Weise geisseln und vor allem, da die Verfasser dieser schwankartigen Erzählungen die Sünden ihres eignen Standes durchaus nicht beschönigen, und da sich keine Stimme voller Entrüstung zur Abwehr erhob, scheint ihren Scherzen etwas Wahres zu Grunde zu liegen. Hätten wir jedoch keine andern Gründe für die Glaubwürdigkeit der Fabliaux ins Feld zu führen, wären ihre Aussagen vereinzelt, dann hätten die Kritiker recht, die behaupteten, der Verfasser lege ihrer Schilderung zu grosses Gewicht bei. Erscheinen die Charaktere dem Zweck der Unterhaltung entsprechend verzerrt, die Scherze plump und geschmacklos, so raubt dies der Gesamtdarstellung nichts von ihrer Glaubwürdigkeit, da die Angaben der Fabliauxdichter durch den Mund anderer Dichter und Geschichtsschreiber — geistlichen wie weltlichen — durch allgemeine Klagen über fortschreitende Entsittlichung und durch die unwiderlegbaren Synodal- und Konzilienbeschlüsse der Kirche selbst aufs eindringlichste bestätigt werden. (Vergleiche A. Schultz, Höfisches Leben I, Abschnitt 7 und die dort angeführten reichen Belege aus Dichtern und Historikern und K. Weinholt, Deutsche Frauen, II. Bd. p. 197–206.) Das Endergebnis wird eben bleiben müssen, dass der Darstellung der sittlichen Verirrungen etwas Wahres zu Grund liegt, wobei wir, wie bereits an den verschie-

densten Stellen betont, durchaus kein voreiliges Verdammungsurteil über die ganze damalige französische Christenheit fällen. Werden doch auch in dieser nach den Stimmen ihrer Zeit sittlich nicht besonders hoch stehenden Epoche Grossthaten der Welt- und Selbstüberwindung vollbracht, die uns wie grüne Oasen in trostloser Wüste anmuten. Klopfen wir eher an unsere eigene Brust und bekennen: Pater, peccavi! Kämen alle Skandalaffären der obern und mittleren Stände unserer Tage an das Licht der Öffentlichkeit, mit welech entsetzten Augen würden wir uns von dieser Kehrseite unserer aufgeklärten, geistig regen Zeit abwenden! Zu welchem Ergebnis müsste ein Forscher des 25. Jahrhunderts kommen, wenn von der gesamten französischen Litteratur des 19. Jahrhunderts, abgesehen von kulturgeschichtlichen Essais, nichts als einige Romane von Paul de Kock und Zola und vereinzelte Nummern des Journal amusant überliefert blieben. Wollte der unglückliche Forscher die dem wirklichen grosstädtischen Leben abgelauachten Sittenbilder, die der grosse Zola giebt, verallgemeinern, auf welchem Irrweg wäre der Mann aus dem 25. Jahrhundert bei seiner Schilderung der Sittlichkeit im 19. Jahrhundert. Um die erste uns zu Beginn des Schlusskapitels vorgelegte Frage zusammenfassend zu beantworten, glauben wir den rechten Weg eingeschlagen zu haben, wenn wir behaupten: Die Glaubwürdigkeit der Fabliaux steht ausser Zweifel, wenn sie von den täglichen Lebensgewohnheiten, von Handel und Wandel, Erziehungsgrundsätzen, Schönheitsideal, Liebe zu den Künsten, Glauben und Aberglauben etc. berichten. Hinsichtlich der tendenziösen und naiven Darstellung der sittlichen Schäden ihrer Zeit beansprucht der Verfasser, wenn er sich auch klar ist, darin nicht überall Zustimmung zu finden, dieselbe Glaubwürdigkeit für seine Quellen, da die Lockerung der sittlichen Grundsätze zwar nicht des ganzen Volkes, aber einzelner bevorzugten Kreise durch andere Quellen ihre Bestätigung finden.

Gehen wir nun an die Beantwortung der zweiten Frage. Sie fällt uns leicht, denn der gütige Leser wird, wenn er sich aufmerksam durch die drei Programmarbeiten hindurchgearbeitet hat, die Fabliaux von selbst für eine nicht unwichtige kulturhistorische Fundstätte erklären. Wenn die Quelle der Fabliaux, um bei dem in der Frage gewählten Bild zu bleiben, im einzelnen auch schwächer fliesst oder gar zu versiegen droht, so sprudelt sie im übrigen umso reichlicher und gewährt uns einen Einblick in das Leben der Zeit, der die spärlichen Angaben der gleichzeitigen Geschichtsschreiber in dankenswerter Weise ergänzt. Wenn die Historiker, ihrer hohen Aufgabe ganz bewusst, sich bei ihnen nebensächlich dünkenden Dingen, deren Kenntnis sie mit Fug und Recht bei ihren Zeitgenossen voraussetzen durften, nicht aufhalten und daher kaum Zeit finden, für die Nachgeborenen interessante Streiflichter auf das Volksleben zu werfen: so entschädigt für diesen Mangel die reicher fließende Quelle der Dichtkunst, da den Dichtern, im Gegensatz zu den Chronisten und Annalisten, die episch breite Behaglichkeit der Schilderung eigen ist. Man erinnere sich an einzelne Fabliaux, wahre Perlen für den Kulturhistoriker, deren Inhalt sich in Teil II auszugsweise angegeben findet. So sind unter andern äusserst beachtenswert: Fabliau 44 „Du vallet qui d'aise a malaise se met“, ferner Fabliau 49 „La veuve“, Fabliau 73 „Des III dames de Paris“ etc.

So hat sich vor unsern Augen ein Bild des Glaubens, der Sittlichkeit, des Alltagslebens entrollt, das, weit entfernt, wie schon der Titel der Abhandlung besagt, in allen Punkten auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, uns zum Teil die Nachtseiten dieser wenigstens in ihren Anfängen (Minnesängerzeit!) in verklärtem Glanz vor uns stehenden mittelalterlichen Kulturepoche enthüllt und uns in mehr oder weniger flüchtigen Umrissen die in den übrigen Dicht- und Geschichtswerken wenig berührte Bürger- und Bauernwelt vorführt. Die eine Seele des Mittelalters, die sich in derber Liebeslust an die Welt mit klammernden Organen hält, spricht aus den Fabliaux. Die wesentlichen Ergebnisse ihres Studiums bestätigen auch anderwärts gemachte Erfahrungen. Während der zweihundertjährigen Blütezeit dieser poetischen Gattung — zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts bis etwa zur Mitte des vierzehnten — steht das Rittertum auf seiner Höhe, vollzieht sich aber auch der Niedergang des einst so herrlichen kunstaustübenden und kunstschirmenden Adels und mit ihm — vielmehr sogar schon zur Zeit der höchsten Blüte des Minnesangs — der Verfall der alten Zucht und Sitte trotz äusserer Frömmigkeit. Ihr Erbe wird von den Bewohnern der durch Handel und Gewerbe zu ungeahnter Wohlhabenheit und damit zu Freiheit und Macht gelangten Städte angetreten, den fleissigen, aber infolge ihres Reichtums bald gleich den Rittern zur Genussucht hinneigenden Bürgern. Auch mancher Bauer gelangt durch glückliche Umstände zu grosser Wohlhabenheit und grösserm Ansehen, so dass auch ihn, der es den Edelingen in allem gleich zu thun sucht, die Sangeskunst des gabeheischenden Spielmanns feiert, während freilich die überwiegende Mehrheit der Bauernschaft in ihrer gedrückten Stellung verharrt. Aber trotz der vielen Klagen über das Verschwinden der einfachen, reinen Sitten der Vorfahren und die Weltlust des jetzigen Geschlechts, obwohl manche den Unwert alles Zeitlichen und die Vergänglichkeit alles Irdischen erkannten, und ihre ernste Mahnerstimme gegen die Verweltlichung der Kirche erhoben, fiel es keinem der Unzufriedenen ein, am Gebäude der Kirche selbst zu rütteln oder an der nach ihrem festen Glauben von Gott selbst geschaffenen Ordnung der Dinge im Staate etwas zu ändern. Ihnen ist die Teilung der Menschheit in die Stände der Kleriker, Ritter, Bürger und Bauern gut, weil gottgewollt.

Keine reformatorisch-revolutionäre Regung verraten die Fabliaux, keine prophetische Stimme spricht von einer einstigen Umwälzung der Dinge, für unsere Dichter ist trotz bitterer Erfahrungen und vorübergehender pessimistischer Stimmung ihre mittelalterliche Welt die beste aller denkbaren Welten.

### Angabe der in Teil III benützten Litteratur.

Ausser den in den zwei ersten Teilen genannten Werken wurden noch folgende Arbeiten benützt:

28. Vogt: Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter.
29. Le Grand et Roquefort: Vie privée.
30. Bonnemère: Histoire des Paysans.
31. Deslisle: Etude sur la condition de la classe agricole.
32. Boileau: Règlements sur les arts et métiers de Paris.
33. Springer: Paris im XIII. Jahrhundert.
34. Weiss: Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräts. 2 Bd. Mittelalter.
35. Herrmann: Schilderung und Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der Fabliauxdichtung. Leipziger Dissertation 1900.

Nr. 35 kam dem Verfasser erst zu Gesicht, als vorliegende Arbeit bereits druckreif war.

### Berichtigungen.

#### Teil III.

Seite 5, Zeile 37 ist Weinhold, Deutsche Frauen, II. Bd., p. 139 zu lesen und  
Seite 14, Zeile 25 statt Torne-Enfine: Torne en Fuie.